



Herausgegeben und verlegt von
C. D. Schreiber, Annaberg, Erzgeb.

Traf dich des Höchsten Hand auch schwer,
In Demut nimm es an;
Er legt auf seine Schulter mehr,
Als sie ertragen kann.

Salin

Eine versunkene Welt.

(11. Fortsetzung.)

Erzählung von Heinrich Köhler.

(Nachdruck verboten.)

Ja, das ist allerdings meine Absicht, und zwar bald. Ich habe meinen Entschluß für die Zukunft gefaßt. Maria und ich werden den Plan ausführen, von dem ich Ihnen schon früher gesagt habe, wir werden uns in ein Kloster zurückziehen. Sie wissen wohl, daß nur besondere Umstände mich diesen Entschluß bis jetzt aufschieben ließen. Ich hatte unrecht, demselben eine trügerische Hoffnung vorzuziehen, die Ihnen so teuer zu stehen gekommen ist. Glauben Sie mir,“ fügte sie mit bewegter Stimme hinzu, „daß ich Ihre Opferwilligkeit niemals vergessen werde. Unsere Gebete und Fürbitten werden Sie stets begleiten.“

Egon erbleichte. Diese Worte des jungen Mädchens rissen ihn jäh aus seinem glücklichen Zukunftsraum und stießen ihn in die raue Wirklichkeit zurück. Seine Gedanken, die bis jetzt nur von einem Tag zum andern geschweift waren, richteten sich in eine ferne Zukunft und zeigten ihm einen dunklen Lebenshorizont. Er sah als drohendes Gespenst die Abreise der beiden Schwestern in nächster Zeit vor sich und alle seine Hoffnungen vereitelt. Was nützte ihn seine wiedergewonnene Gesundheit und das damit erlangte tatkräftige Leben, wenn es ein Dasein ohne Mercedes sein mußte!

Es war ihm zumute, als ob ein verzehrender Strahl tropischer Sonnenglut plötzlich die

reiche Vegetation um ihn vernichtet hätte und nur eine dürre, vertrocknete Ebene zurückgeblieben sei. Und in dieser trostlosen Ede sollte er weiterleben, allein, ohne Liebe, ohne

Glück, während sie im Schatten eines Klosters kniete und für ihn — betete. Ja, sie dachte an ihn, sie wollte für ihn beten, aber er würde sie niemals wiedersehen, nie wieder ihre melodische Stimme hören! War das Leben, das sie ihm erhalten hatte, auf diese Weise nicht zur Strafe geworden? —

Mercedes beobachtete mit Besorgnis den jungen Mann, aus dessen Zügen so deutlich seine Seelenqual sprach. Sie bedauerte schmerzlich, schon heute zu ihm von ihrem Zukunftsplan gesprochen zu haben. Sie sagte sich, daß sie bei seinem Schwächezustand jede Aufregung hätte vermeiden müssen. Egon seinerseits fühlte, daß diese Stunde für seine Zukunft entscheidend war und nahm alle seine kaum wiedergewonnenen Kräfte energisch zusammen.

Nach einer Pause drückenden Stillschweigens sagte er mit bebender Stimme:

„Mercedes . . . ich flehe Sie an, geben Sie den Gedanken an eine Abreise auf, denn — ich liebe Sie.“

Ein verzweifelter Blick des jungen Mädchens war die einzige Antwort.

„Mercedes — wollen Sie meine Frau werden?“

„Das ist unmöglich.“



Graf Bernstorff, der deutsche Botschafter in den Vereinigten Staaten.

Gelegentlich der Ausfahrt des englischen Dampfers „Lusitania“ erließ der deutsche Botschafter eine Warnung an das Publikum, die Reise nicht auf dem englischen Schiffe zu unternehmen.

„Unmöglich ... nur ... wenn Sie mich nicht lieben ... wenn Sie fühlen, daß Sie mich niemals lieben könnten ...“

Sie wandte den Kopf zur Seite. Fürchtete sie vielleicht, daß er die Wahrheit in ihren Augen, die so gar nicht zu liegen imstande waren, lesen könne?

„Ich kann und darf niemand lieben, als Gott ...“

„Mercedes,“ fügte Egon mit leidenschaftlichem Tone hinzu, „es handelt sich um mein Leben, um mein Glück ... Sprechen Sie, sagen Sie mir, warum es so sein soll.“ —

„Sie wollen es,“ sagte sie mit bebender Stimme ... „nun gut, es sei! — Diejenige, welcher Sie Ihre Liebe anbieten, die Sie zur Frau begehren ... nun, sie ist ... die Tochter Francis Wardes.“

Aufrecht vor ihm stehend, zitternd vor Bewegung, hatte sie die letzten Worte gesagt und sah auf Egon nieder.

Er fuhr zusammen, als er von ihren Lippen diesen Namen hörte.

Francis Warde, dessen Verrat den Sturz Charlestons herbeigeführt, der seine Ehre mit seiner Vaterstadt verkauft haben sollte, Francis Warde also war der Vater von Mercedes! Das also war die Erklärung des Geheimnisses, welches sie umgab, und zugleich der Abgeschlossenheit, in welcher sie lebte, und des Entschlusses, sich mit ihrer Schwester in ein Kloster zurückzuziehen! Er kannte die traurige Geschichte dieses Offiziers, der heroisch bis zur letzten Stunde gekämpft hatte, um dann in begreiflicher Schwäche seinen selbst von seinen Feinden geachteten Namen durch jenen Verrat zu beslecken.

Egon erhob sich langsam, sein Blick traf sich mit dem des jungen Mädchens.

„Mercedes Warde,“ sagte er in feierlichem Ton, „ich liebe Sie trotz dieser Enthüllung. Wollen Sie einwilligen, meine Frau zu werden?“

Ein Ausdruck von Herzensangst lag auf ihrem Gesicht.

„O, mein Gott,“ sagte sie dann, „so wissen Sie also nicht ...?“

„Ich weiß alles, Mercedes. Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen. Aber hören Sie mich an ... Ihr Vater kann nicht schuldig sein. Alles sagt mir das — meine Liebe für Sie, mein unbeschreibliches Vertrauen zu Ihnen, mein Gefühl, das sich gegen den Gedanken auflehnt, Mercedes Warde könne die Tochter eines Verräters sein. Sie wären ja, wenn es der Fall wäre, darum nicht minder rein, was könnten Sie für die Schuld Ihres Vaters! Aber ich glaube nicht daran und ich denke nicht, daß es nur die Leidenschaft ist, die mich blind macht. Nein, ich täusche mich nicht, und so gewiß, als meine Liebe nicht davon abhängig ist, ob Ihr Vater schuldig ist oder nicht, so gewiß scheint es mir, als habe Gott mich dazu ausersehen, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften und die Wahrheit an das Licht zu bringen, die Wahrheit, die Ihnen den Frieden, die Ruhe und uns beiden das — Glück bringen wird.“

Mercedes hörte diesen Worten mit unbeschreiblicher Bewegung zu. Ihre in Tränen schwimmenden Augen schienen ihn anzusehen und ihm zugleich zu danken.

„Auch Sie ... Sie halten ihn für unschuldig?“

„Ja ... und ich bin überzeugt, daß der Beweis seiner Unschuld sich hier in der Nähe befindet. Ich kann im Augenblick noch nicht sagen, wo, aber ich weiß, daß er existiert. Der Plan, den Sie mir vorlegten, ist von ihm gezeichnet, die unterschriebenen Initialen sind die Anfangsbuchstaben seines Namens. Sagen Sie mir alles, was Sie darüber wissen, und,“ fügte er mit bewegter Stimme hinzu, „ich hoffe bestimmt, daß ich Ihnen die Ehre Ihres Vaters wiedergeben werde, Ihnen ... die mir das Leben gerettet hat.“ —

Mercedes hörte ihm wie verklärt zu. Es war kein Zweifel. Er glaubte mit ihr an die Unschuld ihres Vaters. Und er sprach mit einem solchen Ausdruck von Überzeugung; wie hätte sie selbst da noch zweifeln sollen, sie, die trotz allem ja auch niemals daran gezweifelt hatte? Ach, und nun wußte er um das Geheimnis, an dem sie bisher allein so unglücklich schwer getragen hatte, das sie selbst ihrer Schwester

nicht anvertrauen mochte, und obgleich er es kannte, hielt er die Versicherung seiner Liebe aufrecht. Konnte, durfte sie dieselbe denn annehmen?

Sie erröte bei diesem Gedanken und suchte ihn mit einer mächtigen Willensanstrengung zu verbannen. Später ... wenn sie mit sich allein war, mochte er wiederkommen, und dann wollte sie weiter darüber nachdenken. In diesem Augenblick durfte sie keine Entscheidung treffen.

Ob Egon in ihrem Herzen las? Er sprach nicht weiter zu ihr von seiner Liebe.

„Mercedes,“ sagte er, „erzählen Sie mir alles, was Sie in der Angelegenheit, Ihren Vater betreffend, wissen.“

„Es ist Ihnen bereits bekannt, unter welchen Umständen wir Charleston verließen, um nach Mexiko zu gehen. Wir verlebten dort einige Monate der Angst um meine Mutter, die dort starb. Nach ihrem Tode empfing ich eines Tages vom deutschen Konsulat die Nachricht, daß ein Brief für mich auf der Kanzlei liege. Der zerknitterte Umschlag, die halbverwischte Adresse ließen erkennen, daß er lange unterwegs gewesen und durch viele Hände gegangen war. Als ich ihn geöffnet hatte, fand ich, daß er von meinem Vater kam. Er war mit Bleistift geschrieben und enthielt das Papier, welches ich Ihnen zeigte ...“

„Und der Brief?“ fragte Egon gespannt.

„Er enthielt nur wenige Zeilen, die ich auswendig weiß. Mein Vater schrieb: „Behüte sorgfältig dieses Papier, welches ich dir auf einem Wege zukommen lasse, den ich für sicher halte. Ich befinde mich in großer Gefahr. Wenn es mir gelingt, sie zu überwinden, werde ich dir von England schreiben. Was auch kommen mag, hebe das Papier sorgfältig auf, es handelt sich um meine Ehre.“ Ich machte vergebliche Anstrengungen, um zu erfahren, wer diesen Brief dem Konsulat übermittelt hatte; man erinnerte sich nicht mehr daran, und der Bote hatte sich nicht wieder sehen lassen. Das Papier hob ich, der Anordnung meines Vaters folgend, sicher auf. Nach beendetem Kriege schrieb ich an unseren Geschäftsführer und bat ihn, mir Nachrichten über meinen Vater zukommen zu lassen. Seine Antwort machte mich tief unglücklich. Er schrieb mir, daß man allgemein annahme, daß der Kapitän Warde umgekommen sei. Die Befehlshaber der Südmee hatten ihm wichtige Papiere anvertraut, die nicht an ihren Bestimmungsort gelangt waren, und obwohl die Blockade der Küsten aufgehört hatte und die Verbindung also wiederhergestellt war, hatte man keine Nachrichten von ihm erhalten. Ich entschloß mich, nach Charleston abzureisen. Eine befreundete Familie, die gleich uns ausgewandert war und jetzt dorthin zurückkehrte, nahm mich unter ihren Schutz.“

„In Charleston stieß ich auf eine Behandlung, die mich in hohem Grade befremdete und verletzte. Alle diejenigen, die früher so gut und wohlwollend zu mir gewesen waren, zeigten mir eine Kälte oder ein hochmütiges Mitleid, die ich mir nicht erklären konnte. Ich besuchte einige alte Freunde und Waffenbrüder meines Vaters, von denen freilich nicht viele übriggeblieben waren, und überall fand ich denselben Empfang. Nun wandte ich mich abermals an unseren Geschäftsführer und ersuchte ihn bringen um Aufklärung. Darauf teilte er mir unter tiefem Bedauern mit, was man mir bisher verschwiegen hatte.“

„Mein Vater hatte sich freiwillig zu der gefährvollen Mission gemeldet, und da er ein geschickter Marineoffizier war und die Küste und ihre Anlegestellen genau kannte, so hatte man sie ihm übertragen. Es waren ihm eine beträchtliche Summe Geldes und wichtige Papiere übergeben worden, die er nach London bringen sollte. Er hatte sich in einer verdeckten Schaluppe eingeschifft, die von drei kühnen Männern bedient wurde, welche er selbst ausgewählt hatte. Es war ihm auch gelungen, durch die Blockade zu kommen, wie man später durch einen der Matrosen, namens Harris, erfuhr, der nach Charleston zurückgekommen, dort einige Tage zugebracht hatte und dann wieder verschwunden war. Ein eigentümlicher Zufall hatte es gefügt, daß dieser selbe Matrose sich auf dem Schiffe befand, mit welchem ich von Mexiko

nach Charleston gekommen war. Leider gelang es mir nicht, ihn aufzufinden.

„Seiner Erzählung nach, die durch eine offizielle Untersuchung bestätigt wurde, hatte mein Vater die Hindernisse, welche ihm die Besetzung des Hafens bereitete, überwunden und einen Weg durch die Blockade gefunden. Von den Kreuzern der Nordarmee zwar verfolgt, war es ihm gelungen, das offene Meer zu gewinnen und unter dem Schutze der Nacht zu entkommen. Nach mehrtägiger Seefahrt landete er an einer unbewachten Stelle, nahm das Geld und die ihm anvertrauten Papiere mit sich und gab seinen Leuten den Befehl, nach New-Orleans zurückzukehren. Er beschrieb ihnen genau den Weg, den sie nehmen sollten, und sagte, daß er versuchen würde, nach England zu kommen. Seitdem hat man keine Nachricht mehr von ihm erhalten. Die Papiere und das Geld sind in London nicht abgegeben worden. Nach längerer Zeit — als die verbündete Flotte Charleston genommen hatte — erklärte der feindliche Admiral, daß sie auf Grund von Informationen, die der Kapitän Warde geliefert hatte, den Weg in den Hafen gefunden hätten, indem sie durch jene in den Stand gesetzt wurden, die ausgelegten Hindernisse, wie verstreute Torpedos usw., zu vermeiden.“

Von innerer Bewegung erschöpft, hielt Mercedes inne.

Egon hatte kein Wort von ihrer Erzählung verloren.

„War der Brief, von dem Sie gesprochen haben, datiert, trägt er eine Bezeichnung des Ortes?“ fragte er.

„Keine. Er enthielt als Unterschrift nur die Initialen meines Vaters.“

„Und Ihre Schwester Maria weiß von alledem nichts?“

„Bis jetzt nicht, aber ich werde sie nächstens davon in Kenntnis setzen. Maria war noch so jung, so daß ich recht zu tun glaubte, wenn ich ihr die Wahrheit verbarg. Nach jener Auskunft seitens unseres Geschäftsführers verließ ich Charleston und kehrte nach Mexiko zurück. Bald darauf starb meine Tante, und ich dachte daran, mich mit Maria in ein Kloster zurückzuziehen. Welche andere Zuflucht sollte sich auch den Töchtern des Kapitäns Warde bieten? Und doch, ich glaubte, ich wußte, daß mein Vater unschuldig war; mußte ich nicht den Versuch machen, diese Unschuld nachzuweisen? Das geheimnisvolle Papier, dieser Brief, der die Worte enthielt: „Es handelt sich um meine Ehre,“ ließen mir keine Ruhe und sollten mir als Anhaltspunkt dienen. Meine Mutter war in Merida geboren, in New Orleans hatte sie dann gelebt, geliebt, meinen Vater geheiratet. Im ersten Jahre ihrer Verheiratung hatten beide einige Monate

in Uxmal zugebracht. Ich erinnere mich, daß mein Vater mir als Kind wunderbare, märchenhafte Geschichten erzählte, in welchen die Rede von den Ruinen von Uxmal war, die inmitten dieser Wälder liegen sollten und meiner Mutter gehörten. Er hatte sie nach allen Richtungen hin durchforscht und sagte, daß er auf seinen zahlreichen Reisen nichts gefunden habe, das ihm einen so unauslöschlichen Eindruck gemacht, wie diese fremdartigen Überreste altindianischer Kultur. Ja, er versicherte zu öfteren Malen, daß er, wenn er sich einmal zur Ruhe setzen würde, sich in diese Einsamkeit zurückziehen würde.

„Ich beschäftigte mich nach meiner Rückkehr nach Mexiko viel mit dem Papier, welches mir mein Vater übersandt hatte, und suchte auf der Karte den Weg zu finden, den er einschlagen mußte, um die feindlichen Kreuzer zu vermeiden. Die von den Matrosen gemachten Angaben hatte ich mir sorgfältig notiert. Mein Vater konnte nur in Kuba oder an der Küste von Yucatan gelandet sein. Er kannte diese Gegenden genau und hatte Aussicht, von dort nach England zu kommen. Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr wurde ich in dieser Annahme bestärkt. Wenn mich nicht alles täuschte, so war der Plan, den er mir übermittelt hatte, derjenige einer dieser Ruinen hier. Auf jeden Fall hoffte ich in Merida eine Spur seines Aufenthaltes erforschen zu können. So ging ich also mit Maria dorthin. Man kannte hier unseren Namen gar nicht, und nur den Pfarrer zog ich ins Vertrauen und teilte ihm das Nähere über unser Schicksal mit. Meine Erkundigungen aber hatten keinen Erfolg, und schließlich zog ich mich traurig und entmutigt nach Uxmal zurück, wohin mich ein geheimer Instinkt trieb. Es war mir immer, als müßte hier mein Leben eine Wendung nehmen, als müsse ein Tag kommen . . .“

„Und dieser Tag ist gekommen,“ fiel Egon der Sprecherin in die Rede. „Zweifeln Sie nicht länger daran, Mercedes, denn eine höhere Vorsehung war es, die Sie hierhergeführt und die auch mir den Weg hierhergewiesen hat. Ob es zu meinem Glücke geschah, darauf werden Sie mir später die Antwort geben. In diesem Augenblick habe ich nur den einen Gedanken, das Dunkel über den Schicksalen Ihres Vaters zu lüften, und was Sie mir soeben erzählt haben, zerstreut meine letzten Zweifel. Das geheimnisvolle Papier ist der Plan dieses Palastes. Die geschriebenen Ziffern auf der Rückseite sind die genaue Bezeichnung der Ihrem Vater anvertrauten Summen. Er hat das Geld hier verborgen, weil er diesen Ort absolut für sicher hielt, da es ihm bekannt war, welche abergläubische Furcht diese Ruinen den Indianern einflößen.“

(Schluß folgt.)



Die Kleptomantin.

Skizze von Th. G. Springer. Deutsch von Ida Sörter (Wien).

„In Dieb ist ein Dieb, wie immer man es auch wenden mag,“ sagte Wentworth in entschiedenem Ton.

„O, so sicher sollte man das doch nicht aussprechen,“ erwiderte Hadding.

Wentworth lächelte. „Nächstens, Hadding, werden Sie mir noch einreden wollen, Diebstahl sei ein Bazillus. Ihr Burlesken von heutzutage seid ja stets hinter solchen Neuerungen her.“

„Nun, ich meine heute allerdings etwas Ähnliches,“ erwiderte Hadding, „und wenn ich es Ihnen auch nicht wissenschaftlich beweisen kann, so will ich Ihnen doch eine Geschichte erzählen.“

Wir alle setzten uns zurecht, denn wir waren es im allgemeinen nicht gewöhnt, Hadding überflüssigen Unsinn schwachen zu hören. Er erzählte dann folgendes:

„Das erstemal überkam es das Mädchen, als es vor dem Toilettentisch stand, um sich zu frisieren. Ihr Haar war einer ihrer schwachen Punkte, da sie sehr wenig davon besaß und daher gezwungen war, diesen Mangel durch einen falschen Aufbau zu ersetzen. Als sie nun damals damit beschäftigt war, den neuen Haarteil am Kopfe zu befestigen, mußte sie

plötzlich an einen juwelengeschmückten Kamm denken, den sie im Schaufenster eines Juweliers in der Fifth Avenue gesehen hatte, und ein schier unbezwinglicher Wunsch überkam sie, ihn zu besitzen. Aber das Sonderbare war, daß sie nicht im Entferntesten daran dachte, ihn kaufen zu wollen. Sie wäre ja in den Verhältnissen dazu gewesen, denn ihr Vater war ein sehr reicher Mann und sehr freigebig ihren Wünschen gegenüber.

Aber eine perverse Lust, sich den Kamm auf irgendeine unrechtlche Weise anzueignen, nahm von ihr Besitz und wollte sie nicht mehr loslassen. Wie ein unsichtbarer Magnet hing er an ihr und zog sie, als sie ausging, zu dem Juwelensladen, so daß sie eintrat und Kämme zu sehen verlangte. Sie prüfte und verwarf mit einem Verständnis, das ihr bisher bei Einkäufen ganz fern gelegen war; und all dies tat sie nur, um nicht ihr Interesse für den bestimmten Kamm zu verraten. Als sich aber der Verkäufer für einen Augenblick abwendete, ließ sie den Kamm in ihrem Täschchen verschwinden, und mit einer Entschuldigung, nichts Passendes gefunden zu haben, eilte sie auf die Straße.

Zu Hause angelangt, schloß sie sich in großem Glücksgefühl



Ein deutscher Offizier musiziert mit der Tochter seines belgischen Quartierwirtes.

in ihrem Zimmer ein, steckte den Kamm in ihr Haar, und bewunderte sich vor dem Spiegel, dann aber versteckte sie ihn in einer Lade, die sie sicher verschloß. Erst als sie sich abends zu Bette begeben hatte, begann sich ihr Gewissen zu melden. Möglicherweise brach es über sie herein, daß sie, Rowan Robinson, eine Diebin, eine ganz gewöhnliche Diebin sei. Sie mußte nun natürlich den Kamm zeitig des Morgens zurückstellen. Sie würde sagen, er sei, von ihr unbemerkt, in ihre Tasche gerutscht und niemand würde sie weiter einer unredlichen Handlung beschuldigen können. Am nächsten Morgen aber, nachdem Rowan sich angekleidet hatte, waren die Gewissensbisse wieder ganz verfliegen, und sie begann mit sich selber zu verhandeln. Von Stunde zu Stunde schob sie ihren nächtlichen



Unsere blauen Jungs von der Küsten-Artillerie bei der Frühjahrsbestellung auf einer Nordsee-Insel.



Sturmangriff gegen eine französische Stellung. Zeichnung von Woitaszki.

Vorsatz hinaus, und der Abend fand sie noch im Besitze des Kammes und in wachsender Freude darüber. Aber in der Einsamkeit der Nacht begann die Gewissenqual aufs neue, und so ging es einige Tage fort.

Nach und nach geschah es dem Mädchen, daß sich etwas Neues in ihrer Seele zu regen begann. Der einst unüberwindliche Wunsch, den Kamm zu besitzen, begann nun, sich auch auf andere Gegenstände zu erstrecken. Bei einem Besorgungsgang mit der Mutter konnte sie sich nicht enthalten, sich kleine Gegenstände anzueignen, die in den Geschäften unbeaufsichtigt umherlagen. Ihre Handtasche, ihr Muff, die lose hängende Bluse, sie alle boten günstigen Versteck und ihre Finger strebten mit unbezwinglicher Gier nach den Dingen, die sie gar nicht benötigte und die sie nur um der Kunst willen, geschickt stehlen zu können, sich aneignete.

Sie durchstöberte alle Zeitungen, um eine die Diebstähle betreffende Notiz zu finden, aber anscheinend waren die Verluste den Geschäftsleuten zu geringfügig erschienen, um Lärm zu schlagen.

Bei ihren Nachforschungen in den Zeitungen stieß Rowan aber eines Tages auf eine Notiz

über die Verhaftung einer notorischen Ladendiebin, die sich zwar die verschiedensten Namen beigelegt hatte, in Wirklichkeit aber Nellie Brand hieß. Sie hatte schon längere Zeit unter polizeilicher Beobachtung gestanden und hatte sich schließlich, da sie davon Wind bekommen zu haben schien, zuletzt auf ihren Gängen als Mann verkleidet. Aber endlich war sie doch der Justiz in die Arme getrieben.

Da gab es nun detaillierte Berichte ihrer Tricks in den Blättern, und Rowan begann, diese mit Gier zu verschlingen, um daraus neue Methoden zu lernen. Und sie hatte auch Erfolg.

Stücke echter Spitzen fanden den Weg in ihren Muff und andere kostbare Dinge, die leicht verborgen werden konnten. Ihre Manie wuchs von Tag zu Tag trotz der qualvollen Nächte, und endlich hatte sie schon sovieler Dinge beisammen, daß sie sich unter irgendeinem Vorwand ein paar große Koffer anschaffen mußte, in die sie ihre Schätze mit lieblosenden Bewegungen verpackte.

Ihre Hände erwarben nach und nach eine wunder-volle Beweglichkeit und ihre Finger lernten es, unab-hängig von den Augen zu arbeiten. Fast unter den Augen der Verkäuferinnen, während sie mit ihnen sprach, eignete sie sich geschickt die Dinge an, die sie sich vorher durch einen raschen Blick als Opfer erwählt hatte. Sie wurde eine be-kannte Persönlichkeit in den vornehmsten Läden, wo sie aber stets nur Kleinigkeiten zu kaufen pflegte, um so Ge-legenheit zu haben, ihre Hände nach Wertvollere auszu-strecken. Und in ihrem Auftreten lag so viel vornehme

Würde, daß niemand gegen sie den geringsten Verdacht zu äußern gewagt hätte, trotzdem die in den verschiedenen Läden angestellten Hausdetektives nach einer geschickten Ladendiebin zu forschen begannen, die die Geschäfte in letzter Zeit unsicher machte.

Manchesmal wollte es zwar Rowan seltsam erscheinen, daß ihr Gewissen immer nur im Dunkeln zu sprechen be-gann, und zwar schon in dem Augenblicke, wenn sie sich ihrer Kleider entledigt hatte. Aber des Morgens waren diese nächtlichen Skrupel stets wieder verschwunden.



Vom Kriegsschauplatz in Deutsch-Südwestafrika. Nach einer Zeichnung von Karl Winter.

Berittene Schützen aus der englischen Kapkolonie werden von der deutschen Schutztruppe überfallen. Abgesehen von der Besetzung der Küstenplätze Lüderitzbucht und Swakopmund und von Warm-

bad ist es den englisch-südafrikanischen Truppen trotz ihrer starken Kräfte nicht gelungen, in Deutsch-Südwestafrika festen Fuß zu fassen. Wo sie den Versuch machten, ist er ihnen bisher mißglückt.

Einmal überkam sie der Wunsch, durch ein Amulett in ihrer gefährlichen Tätigkeit beschützt zu sein. Sie entschied sich für eine mit Juwelen besetzte Hutnadel, in deren Besitz sie sich auf die gewohnte unredliche Art gesetzt hatte. Immer trug sie die Nadel nun auf ihren Gängen und fühlte sich in deren Schutze nun doppelt gesichert.

Aber das Schicksal aller Diebstähle ist endliche Entdeckung, und dieses Schicksal ereilte auch Rowan.

In einem Laden, den sie öfter mit ihrem Besuche zu beehren pflegte, hatte einer der Angestellten, durch die mit dem häufigen Besuche des jungen Mädchens zusammenfallenden Diebstähle angeregt, Verdacht gegen sie gefaßt und hielt sie von nun an unter fester Kontrolle. Eines Tages trat er nun an sie heran und ersuchte sie höflich, ihm in das Zimmer des Chefs zu folgen.

Rowan hatte in diesem Augenblick gerade gestohlene Sachen in beträchtlichem Werte bei sich, aber sie leistete keinen Widerstand, sondern folgte bereitwillig dem Manne. Sie mußte mit ihm durch einen langen, dunkeln Gang gehen, um in das Zimmer des Chefs zu gelangen, und da bemerkte sie, daß vom Gange aus einige Türen direkt ins Freie führten. In ihrer Verzweiflung war ihr jedes Mittel recht, und sie griff nach einem schrecklichen. Der Entdecker ging vor ihr her, um ihr den Weg zu weisen. Da riß Rowan mit hastigem Griff ihr Amulett, die Hutnadel, aus dem Hute und stieß sie in den Hals des nichtsahnenden Mannes, der wie vom Sturm gefällt plötzlich zusammenstürzte, ohne auch nur einen Schrei um Hilfe ausstoßen zu können.

Wie gehezt lief Rowan aus einer der Türen, flüchtete durch die Menschenmenge der Straße zum nächsten Wagen und rief dem Kutscher ihre Adresse zu, mit dem Befehl, sie so rasch als möglich nach Hause zu bringen. Dort angekommen, lief sie in ihr Zimmer, verriegelte dessen Tür, warf ihre Kleider ab und legte sich sofort zu Bett. Im Liegen wurde sie von einem Chaos wild durcheinander wirbelnder Gedanken überkommen, die sie so überwältigten, daß sie hysterisch zu weinen und zu schreien begann.

So fand sie ihre Familie, die die Tür einschlagen mußte, als der Polizeibeamte im Haus erschienen war, fand sie mit fieberhaft geröteten Wangen und wild und krankhaft starrenden Augen, des Bewußtseins völlig beraubt.

Der Arzt nannte ihre Krankheit ein „Nervenfieber“, und wochenlang lag nun Rowan in bedauernswertem Zustande da, während ihr verzweifelter Vater den Spuren ihrer Verbrechen mit Hilfe geschickter Detektive nachging. Der Mann, den sie mit der Hutnadel verletzt hatte, war glücklicherweise nach kurzer Krankheit wieder hergestellt worden, und Mr. Robinsons großer Einfluß und seinen weitreichenden Verbindungen gelang es endlich, die ganze Angelegenheit auf friedlichem Wege zu ordnen und vor allem eine Veröffentlichung durch die Zeitungen zu verhindern.

Die Koffer im Rowans Zimmer wurden erbrochen und ihres Inhaltes entleert und dieser den rechtmäßigen Besitzern nach äußerst schwieriger Ermittlung zurückgestellt.

Rowan erholte sich langsam von ihrer Krankheit, und mit wiederkehrender Gesundheit schien auch die Erinnerung an die böse Vergangenheit durch eine gütige Nacht völlig von ihr genommen. Sie war sich nur darüber klar, sehr krank gewesen zu sein und nun alle Kräfte daran setzen zu müssen, sich wieder zu erholen.

Aber dann kam der Tag, an dem sie endlich wieder fähig war, auf fremde Hilfe beim Toilettetisch zu verzichten, und voll Freude machte sie sich daran, eine neue Frisur zu probieren, wobei sie wie gewöhnlich das falsche Haar mit dem eigenen verflocht. Und da geschah es ihr, daß plötzlich die Erinnerung an alles, was geschehen war, ihrem Geiste

wiederkehrte. Und zugleich mit der Erinnerung kam auch langsam wieder der alte tolle Wunsch über sie. All die schrecklichen Tage fielen ihr wieder ein, die ihrer Krankheit vorangegangen waren. Ja, sie hatte wirklich gestohlen, sie, Rowan Robinson. Aber warum hatte sie dies denn eigentlich getan?

Wie fragend sah sie in ihrem Zimmer umher. Da fiel ihr Blick plötzlich auf ihren Toilettetisch, auf dem, gleich einer Schlange, einer Versucherin, zusammengerollt der falsche Haarzopf lag. Er schien Rowan ein lebendes, gefährliches Ding, und fast ängstlich wendete sie ihre Blicke von ihm ab. Dann aber mußte sie wieder lachen. Was hatte ihr denn nur der arme Zopf getan, der sich doch immer bemüht hatte, ihre Schönheit zu heben? Während der Tage, die nun folgten und in denen Rowan noch das Haus hüten mußte, wuchs ihr Widerwillen gegen den falschen Zopf, den sie nie mehr anlegte, trotzdem er sie irgendwie geheimnisvoll zu locken schien.

Da kam ihr eines Tages ein Einfall. Sie wollte versuchen, ausfindig zu machen, wem dieser Zopf einst gehört hatte. Dieser Gedanke wurde nach und nach so stark in ihr, daß sie rasch entschlossen in den Laden ging, in dem sie die Haare gekauft hatte, und die Inhaberin darüber befragte. Die Frau lachte. „O ja,“ sagte sie, „ich kann mich an die Person noch sehr gut erinnern. Wir bekamen das Haar direkt vom Kopfe. Die Frau, der es gehörte, pflegte schon früher sehr oft zu uns zu kommen, um sich frisieren zu lassen. Es war ein großes, schönes Weib, immer sehr elegant gekleidet. Alle meine Angestellten rißen sich darum, sie zu bedienen, denn sie gab sehr reichliche Trinkgelder; aber ich frisierte sie am liebsten doch selber, weil es mir ein Vergnügen war, dieses herrliche Haar in Händen halten zu können. Eines Tages kam die Frau nun wieder her und fragte, ob ich nicht ihr Haar kaufen wolle, da ich es immer so gelobt habe. Ich lachte, denn ich dachte an einen Scherz und erwiderte: „Gern!“

„Wieviel ist es wert?“ fragte sie.

Ich nannte einen sehr hohen Preis, um ihr zu schmeicheln, und da sagte sie: „Gut, schneiden Sie es mir ab.“

Ich wollte verblüfft Einspruch erheben, aber die Frau sagte, das Haar sei ihr zu schwer, es verursache ihr Kopfschmerzen, und wenn ich es nicht haben wolle, so werde sie es eben anderswo verkaufen.

Nun, ich wollte mir diesen Gelegenheitskauf nicht entgehen lassen, und so schnitt ich das Haar endlich mit meinen eigenen Händen ab. Es war so fein und in so tadellosem Zustand, daß ich nichts anderes mehr damit zu tun hatte, als es in Zöpfe zu flechten.“

„Und wer war die Frau?“ fragte Rowan. „Nannte sie ihren Namen?“

Da lachte die Geschäftsinhaberin und sagte: „Nun . . . es wird Sie auch amüsieren. Ich erfuhr ihren wirklichen Namen erst viel später. Sie hieß Nellie Brand und war eine Ladendiebin. Sie ließ sich die Haare abschneiden, weil sie sich als Mann verkleiden wollte. Ich erfuhr das, als ein Detektiv zu mir herkam, um nachzufragen, ob nicht diese Frau sich das Haar bei mir abschneiden ließ. Aber ein schöner Zopf war es immerhin. Finden Sie nicht auch, Miß? Und lebendig wie ein Mensch.“

Hadding schwieg.

„Nun, und was weiter?“ fragte irgendwer.

Hadding zuckte mit den Schultern.

„Rowan trug nun natürlich nie mehr den falschen Zopf,“ sagte er, „und auch die Manie kam nie wieder. Ich weiß ja auch gar nicht, ob sie wirklich mit dem Zopf in Zusammenhang stand, ich weiß nur meine Geschichte.“



Nicht wachsen siehst du, wie aufmerksam
du bist.
Das Gras, doch merkst du bald, daß es
gewachsen ist.

Fürs Haus.

So tröste dich, wo gleich nicht das Gedeih'n
ersieht.
Von jedem Wert: zuletzt auf einmal ist's
gedieh'n.

Die deutsche Sprache!

Wer hätte vor 10 Monaten das wohl
geahnt,
Welchen Weg uns're „deutsche Sprache“ sich
bahnt.

Engländer, Franzosen, Russen, Japaner,
Belgier und Serben und Amerikaner,
Und alle Völker der Erde, die sonst es noch
gibt,

Sie haben sich alle im „Deutschen“ geübt.
Der Michel hat allen, wie sich das gehört,
Die „schwersten Vokabeln“ zuerst gleich ge-
lehrt.

Die ersten Worte, die sie lernten reden,
Sie hießen am Anfang „Breslau und
Göben“.

Das Studium ging weiter und allgemein
übten sie nun das Wort „Brummer“
sich ein,

Den „Belgiern“ fiel es besonders schwer
Und „Kruppsche Berta“ dann noch
viel mehr.

„U 9“ war für viele ein sehr schweres Wort
Und „Beddigen“ und überhaupt „Un-
terseeboot“.

Auch „Dresden“ und „Emden“ war
gar nicht so leicht,
Doch mit sehr viel Übung hab'n sie 's end-
lich erreicht,

„U 29“ kam dann an die Reihe,
Das brach bald den Briten die Zunge ent-
zwei,

Doch am allerschwersten drückte sich durch,
Zumal bei den „Russen“, „Der Hinden-
burg“.

D'rum wiederholten sie diese Lektion sehr
häufig

Und jetzt ist sie ihnen schon ganz geläufig.
Auch „Zeppelin“ sprechen „alle“ sehr
fließend und schön!

S'ist doch herrlich, wie gut alle „Deutsch“
verstehn.

Helene Müller.

Das „grobe“ Kriegsbrot.

Von Dr. R. Bloed-Oranienburg.

Hier und da schilt man noch immer das
grobe deutsche Kriegsbrot. Das zeigt aber
nur, wie wenig sachverständig man in der
Brotfrage ist. Eigentlich hat es wenig
Zweck, sich mit den Gegnern des groben
Brottes auseinanderzusetzen: der Bundesrat
bestimmt die Grobheit bezw. Feinheit des
Brottes, und wir haben es so zu essen. Je-
doch eine für gut gehaltene Nahrung be-
kommt besser als umgekehrt. Daher sachlich
ein paar Worte zum „groben“ Brot.

Seit etwa einem halben Jahrhundert
wurde das deutsche Brot im allgemeinen
immer „feiner“, weißer, d. h. von 100 Brot-
kornanteilen gingen schließlich nur noch etwa
60 Teile ins Brotmehl, die übrigen 40 Teile
wurden Kleie, also Viehfutter. Jetzt im
Kriege werden rund 20 Teile des Brotkorns
mehr in das Kriegsmehl zwangsweise ge-
mahlen, d. h. dieses um $\frac{1}{5}$ auf die natür-
lichste Weise gestreckt, bezw. der Brothunger
um $\frac{1}{5}$ mehr gestillt. Das ist gewiß viel
Wirkung für jenen einen Federstrich des
Bundesrates. Aber vielleicht noch größer

ist die Einwirkung jenes Federstrichs auf
die Gesunderhaltung oder Gesundung des
ganzen Volkes. Wästen nur alle deutschen
Brotesser einsehen: Je vollständiger das
Brotkorn ausgemahlen wird — bis etwa
95 Prozent als oberste Grenze — um so
mehr wird das Brot wieder Vollnahrung,
also eine Nahrung, mit der man allein gut
auskommen kann, wenn's einmal nichts
anderes gibt. Um so mehr bekommt der
Mensch nun mit dem Kriegsbrot von dem
wieder, was während jener 50 Jahre als
Kleie der Viehfütterung so wesentliche
Dienste leistete.

Je mehr Kornanteile in die Kleie gemah-
len werden, um so ärmer wird das Mehl
auch verhältnismäßig, besonders in bezug
auf die Baustoffe Eiweiß und Asche, und
desto mehr fehlen ihm die von Jund als
Vitamine bezeichneten Stoffe, deren Bedeu-
tung für die dauernde Gesundheit des Men-
schen in den letzten Jahren nachgewiesen
wurde. Diese Vorteile des Vollbrottes wer-
den durch seine schwere Verdaulichkeit kei-
nswegs aufgewogen. Das Vollbrot muß gründ-
licher ausgedaut werden, ist darum derb-
rindiger und hält sich länger frisch. Wegen
seines kräftigen Geschmacks und Geruchs be-
darf es weniger Aufstrich und Belag, um
mit Genuß gegessen zu werden. Erst mit
dem wirklichen Vollbrot werden wir wieder
das „heilige“ trockene Brot haben, von dem
jetzt so viel geredet wird, ohne daß wohl
die meisten eine Ahnung davon haben, was
solch trockenes Vollbrot, mit Genuß langsam
gekaut, in jeder Beziehung für heilsame —
heilige — Wirkung hat.

Für die Küche.

Weißbiersuppe mit Gries. Ein Liter
Weißbier wird nebst etwas Zitronensaft,
Zucker und Zimt aufgekocht, etwas Butter
daran getan und dann etwa 60 Gr. Gries
angeschüttet. Zuletzt zieht man die Suppe
mit 1 bis 2 Eigelb ab. Auch kann die
Suppe statt mit Gries mit hellem Schwich-
mehl bindig gemacht werden, und Gries-
klöße können als Einlage dienen.

Speckbraten. Ein mürbes Ochsen-
schwanzstück klopft man gut, salzt und spickt
es. Dann wird Speck nebst Zwiebeln lang-
sam gelb gebraten, das Fleisch hineingelegt
und zugedeckt von allen Seiten schön ange-
braten. Nun füllt man kochende Brühe zu
und dünstet es langsam weich. Nachdem der
Bratensaft durchgeseiht ist, wird er mit Mehl
verdicke und mit etwas Rotwein nochmals
durchgekocht. Man reicht das Fleisch mit
gerösteten Kartoffelchen und Gemüse zu
Tisch.

**Vorbereitung des Kaninchenfleisches für
Koteletts.** Vor allen Dingen muß das ge-
schlachtete Kaninchen einen Tag hängen,
damit die auf dem Fleisch sich bildende per-
gamentartige Haut gut entfernt werden
kann, was bei der Zubereitung von Kanin-
chenkoteletts niemals vergessen werden darf.
Bei jungen Tieren oder kleineren Arten
trennt man Hinter- und Vordersehenkel ab,
spaltet den Rücken und teilt beide Seiten-
teile in kotelettartige Stücke. Ist das Tier
größer, dann verwende man zu Koteletts
am besten nur Hintersehenkel mit Ziemer,
bei Bedarf auch die Vordersehenkel und teilt
alles in kotelettartige Stücke. Nachdem alle
Teile sorgfältig gehäutet worden sind, wer-
den sie wie Koteletts behandelt. Rücken-
stück, Bauchlappen, Kopf, Leber usw. können
dann als Pfeffer oder Beissen Verwen-
dung finden.

Um ungekochte Kirsch'n in Töpfen ein-
machen zu können, muß man gut gereinigte
Steintöpfe verwenden, die mit Gummiring

oder glatt geschliffenem Deckel und Feder-
bügel usw. luftdicht verschlossen werden
können. Die Kirsch'n werden schnell ge-
waschen, auf Tüchern getrocknet, ausgekernt
und in die Töpfe gefüllt. Diese werden
alsdann fest verschlossen und je nach Größe
im Wasserbade 20 bis 60 Minuten gekocht.
Einen Topf von einem halben Liter Inhalt
wird man 20 Minuten kochen.

Haushirtschaft.

Schimmel in der Wäsche ist durch feuch-
tes Einlegen derselben in die Schränke ver-
ursacht worden. Er zerstört nach längerer
Einwirkung das Gewebe, darum hat die
Hausfrau alle Ursache, ihn zu fürchten. Er
verrät sich jedoch schon lange vor dem Sicht-
barwerden durch einen dumpfigen Geruch,
darum muß alle Wäsche, die den muffigen
Geruch zeigt, an die Luft gelegt werden.
Zeigt sich Schimmel in einzelnen Stücken,
so müssen diese in die Wäsche kommen.
Zeigen sich bereits mürbe Stellen, so sind
diese herauszuschneiden. Selbstverständlich
dürfen Wäscheschränke nicht an feuchten
Wänden stehen.

Feine alte Spitzen und Tüllschleier, die
keine nasse Wäsche mehr vertragen würden,
lege man zum Reinigen zwischen zwei Bo-
gen sauberes blaues Papier, das mit pul-
verisierter Magnesia bestreut ist. Die Spitze
muß also zwischen zwei Schichten Magnesia
liegen und einige Tage darin bleiben. Zu-
letzt reibe man mit weicher Bürste oder
Flanellappen vorsichtig das Pulver fort und
schüttle die Spitze aus. Wenn nötig,
wiederhole man das Verfahren.

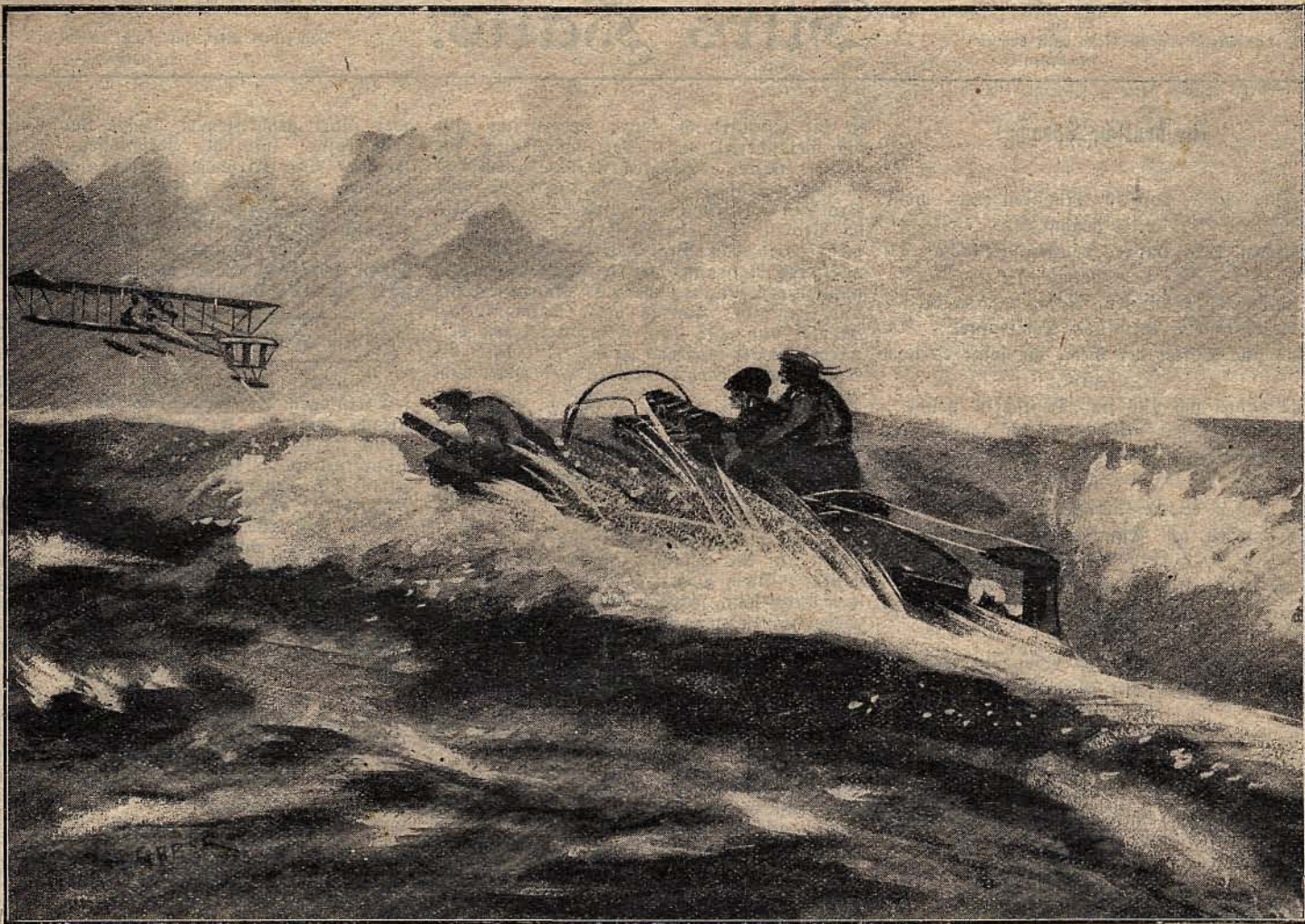
Kupferne Kessel und Geschirre werden
zweckmäßig mit einem Brei aus Torfmehl
und Buttermilch geschwärt und danach mit
einem trockenen Luche nachgerieben. Der
hiervon erzielte Glanz gibt dem mit Puß-
mitteln aller Art erzeugten in keiner Weise
nach; ja, er hat noch den großen Vorzug,
daß dies Mittel in keiner Weise das Metall
angreift, wie es bei den meisten käuflichen
Pußmitteln der Fall ist.

Erprobtes.

**Unterscheidung von Bernstein und Ro-
pal.** Bringt man in ein kleines Reagens-
gläschen einen Splitter Bernstein und er-
hitzt ihn, so entweichen schwefelhaltige
Dämpfe, die ein über die Öffnung des
Glases gelegtes mit einer 10proz. Lösung
von Bleizucker getränktes Stück Filterpapier
schwarz färben. Hierbei bildet das Blei
mit dem Schwefel schwarzes Schwefelblei.
Kopale haben keine schwefelhaltigen Destil-
lationsprodukte und eine Schwarzfärbung
des Bleipapiers ist bei diesem Harz aus-
geschlossen.

Gesundheitspflege.

Lindebülentee. Der aus den Linden-
blüten bereitete Tee ist neben dem Hollun-
derbülentee der bekannteste Tee, den man
trinkt, wenn man Schweiß hervorrufen will.
Er ist angenehmer zu trinken als der Tee
von Hollunder und wirkt auch vortrefflich
bei altem Husten, bei Verschleimungen der
Lungen und der Luftröhre und bei Unter-
leibsbeschwerden, die ihren Ursprung in der
Verschleimung der Nieren haben. Statt
der Lindbülentee kann das Johanniskraut
mit und ohne Mischung von Saffararbe
angewandt werden, d. h. nicht erst, wenn
sie überreife sind, so daß sie, wenn sie im
Schatten (nicht an der Sonne) gut getrocknet
sind, eine hübsche grüngelbe Farbe haben.



Verfolgung eines englischen Hydroplans an der belgischen Küste durch ein Boot des freiwilligen Motorcorps
Originalzeichnung von Josef Gaber.

Rätsellecke.

Suchbild.



Wo ist der Russe?

Quadratische Gleichung.

Ein Vater wurde nach dem Lebensalter seiner beiden Söhne gefragt. Wenn ich, antwortete er, das in Jahre ausgedrückte Lebensalter des einen zu dem des anderen addiere, so ist die Summe, welche ich so erhalte, gleich der Differenz der Quadrate. Subtrahiere ich aber das Alter des Jüngeren von dem des Älteren, so ist diese Differenz gleich der Quadratsumme, vermindert um das

Produkt aus dem Alter des Jüngeren und dem ins Quadrat erhöhten Alter des andern.

Rätsel.

Verhüllend und verhüllt gebäre
Ich ohne Schmerzen manche Zähre,
Ich dringe durch, ich weissag' oft Gefahr,
Ich steige himmelan und bin verloren,
Die Mutter, welche mich gebär,
Wird ohne mich gar nie geboren.

Rätsel.

Man zieht es, anderer Schritte herzuwenden,
Ein Zeichen fort, weit andre fortzusetzen.

Umwandlungsrätsel.

Mit I dir fern, doch siehst du mich entzückt,
Mit E dir nah, doch ewig dir entriekt;
Was immer lebt im weiten Erdenkreise
Stammt her von beiden in verschiedener Weise.

Scherzfrage.

Kann ein Spatz auf dem Kopf stehen?

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Ein salomonisches Urteil.

Das Urteil lautete und mußte lauten: Der eine der Erben hat die Ländereien seiner besten Kenntnis nach in zwei ihrem Werte entsprechend völlig gleiche Hälften zu teilen, der andere Erbe hat das Recht, zu erklären, welche Hälfte er für sich beanspruche.

Rätsel. Der Schein.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben. Verlags- u. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen. Verantw. u. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.